

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gneiss

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Georgmann Rauch, Wiesbaden

Wachsend aller Weisheit bedürftig

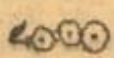
Nummer 48

Sonntag, den 28. Oktober 1917

35. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 28. Oktober (22. Sonntag nach Pfingsten):
Simon und Juba; Montag, 29. Oktober: Ferrutius;
Dienstag, 30. Oktober: Serapion; Mittwoch, 31. Ok-
tober: Wolfgang; Donnerstag, 1. November: Aller-
heiligen; Freitag, 2. November: Allerseelen; Sam-
stag, 3. November: Hubert.



Zweihundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 22, 15—21.

In jener Zeit gingen die Pharisäer hin und
hielten Rat, wie sie Jesus in einer Rede
fangen könnten. Und sie schickten ihre Schüler mit
den Herodianern zu ihm und sagten: Meister,
wir wissen, daß du wahrhaft bist und den Weg
Gottes nach der Wahrheit lehrest und dich um
niemand kümmerst; denn du siehst nicht auf die
Person der Menschen; sag uns nun, was meinst
wohl du: Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu
geben oder nicht? Da aber Jesus ihre Schalkheit
kannte, sprach er: Ihr Heuchler, was versucht ihr
mich? Zeiget mir die Zinsmünze. Und sie reichten
ihm einen Denar hin. Da sprach Jesus zu ihnen:
Wessen ist dieses Bild und die Ueberschrift? Sie
antworteten ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu
ihnen: Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers
ist, und Gott, was Gottes ist.



Des Pfarrers Feiertag

(Fortsetzung.)

Die Worte des Evangeliums sind verflungen.
Die Monitanz wird verhallt, und der Pfarrer
bestiegt die Kanzel. Da er dies, quam fecit
Dominus, das ist der Tag, den der Herr ge-
macht hat. So lautet sein Vorspruch. Ja, wahr-
haftig, es ist ein Gottesfest, ein Feiertag. Der
Pfarrer fühlt es, kann es mit Händen greifen, wie
er die festlich gekleideten und festlich gestimmten
Mäubigen vor sich sieht. Und was ist der Grund
dieser heiligen Freude? Jesus, unser Gott und
Heiland, unser Vater und Herr, den wir gestern
noch bei den Toten im modernen Grabe sahen,
heute Nacht ist er mit einem neuen, herrlichen, un-
sterblichen Leibe angefaßt, dem Grabe entstieg.
Die Not und Qual des Karfreitags ist vorüber
und angebrochen ist die nie endende Glorie des
Ostertages. So sagt der Pfarrer. Und dann er-
zählt er noch einmal die Ereignisse des Karfrei-
tags und der Osternacht, so wie es das Evange-
lium tut. Die Leute wissen die Ereignisse schon,
hundertmal haben sie dies alles gehört. Aber
wenn ihr Pfarrer es ihnen erzählt, dann klingt
es ihnen immer wieder neu, lebendig, sie fühlen,
ihre Pfarrer lebt die Ereignisse mit, er ist gleich-
sam dabei gewesen, hat ins Grab geschaut, die
Rinnen gesehen, hat mit Magdalena den Herrn
gesucht, die Erscheinung der Engel gehabt und ist
nun voller Zuversicht und Hoffnung. Da freuen
sie sich mit ihrem Pfarrer, daß die Pläne der
Feinde Jesu zerschanden geworden und alles in
Erfüllung gegangen, was vom Herrn geweissagt
worden war. Ach ja, die Leute mit ihren schwie-
rigen Händen, mit ihren wenigen freundlichen Ta-
gen das Jahr über, brauchen solche Worte, die
ihnen sagen, daß alles, was der Herr gesagt,
ganz sicher in Erfüllung gehen wird, daß nach
diesen arbeitsreichen Tagen bereinst ein schöner

Feierabend folgen wird, der ewig dauern, nie
ein Ende haben soll: Ihr Pfarrer ist festest
davon überzeugt, der Glaube ist in ihm auf das
sicherste gegründet. Er lebt und atmet ganz
in diesem heiligen Glauben. Dieser Glaube hat
etwas Frohes, Beglückendes in sich, man kann
so schön danach leben, so leicht alles Ungemach
ertragen und so schön danach sterben. Und um
dessentwillen nehmen sie den Glauben an die
Auferstehung Jesu und an unsere eigne Aufer-
stehung an, und der Ostertag wird ihnen zum
schönen Feiertag, trotz des unfreundlichen
Winters, das draußen herrscht.

Aber mit dem Wachen der Auferstehungsfreude
ist der Pfarrer noch nicht fertig. Er will mehr
erreichen, die heutige Osterpredigt soll etwas Posi-
tives zustande bringen. Immer und immer wi-
der spricht die Kirche vom Ausgehen des alten
Sauerteiges, und Ostern solle man halten im
ungesäuerten Brode der Reinheit und Wahrheit.
Die Epistel sagt es heute mit aller Deutlichkeit
und mit allem Nachdruck. Die Hauptarbeit dafür
ist ja bereits geleistet, als die Osterlichter abgelegt
wurde. Nun gilt es, die Ostervorsätze noch einmal
im Angesichte der Auferstehenden, unseres ein-
stigen strengen Richters, zu erneuern, sie zu festi-
gen und in die Tat umzusetzen. Reiz und Scheel-
sucht, kein Sinn für Verzeihen und Vergessen,
Mangel an Familienstern und anderes, wieviel
Gelegenheit zu Beweisen der Treue, des Ernstes,
der geistigen Auferstehung! Viel tadelt der Pfarrer
heute nicht, der Feiertag ist ja, hoch. Die
Feiertagsfreude könnte sich sonst nicht ganz aus-
wirken. Zudem sieht der Pfarrer eine Anzahl
fremder Gesichter. Es sind Gäste, Verwandte, An-
gehörige, die draußen in der Welt leben, sich
anderswo ein Heim gegründet haben, aber zu
Ostern oder sonst im Jahre sich erinnern, daß
ihre Heimat hier in der Dorfgemeinde steht, wo
ihre alten Eltern, ihre Brüder und Schwestern,
Schwäger und Schwägerinnen wohnen, und wo
ihre guter Pfarrer noch wie immer den Gottes-
dienst hält, und dem sie eine Freude machen
wollen, wenn er sieht, daß sie sich die Liebe zur
alten Heimat bewahrt haben. Diesen allen möchte
er nicht die Osterfreude verderben und die An-
hänglichkeit an die Heimat nicht beeinträchtigen.
Sie sollen auch weiterhin stolz auf ihre Heimat
sein, und mit Stolz draußen in der Welt von
ihre sprechen. Mit großer Aufmerksamkeit schauen
sie nach der Kanzel. Es entgeht ihnen kein Wort.
Und diese Aufmerksamkeit ermuntert den Pfarrer,
noch einmal aus tiefbewegtem Herzen allen seinen
Bewahrern die erworbene Osternade und deren
Bewahrung anzubefehlen. Soviel ist heute an der
Arbeit, dem Menschen das Wohlwille, was er hat,
den Frieden des Herzens und ein reines Ge-
wissen zu rauben und den Dünkel der Seele
nach Glück und Freude mit elenden wertlosen und
babeit fändhaften Dingen zu stillen. Seien wir
doch vernünftig und klug und weisen wir alles
weit von uns, was irgendwie unserem mühsam
erworbenen Herzensfrieden gefährlich werden
könnte. Lasset uns Ostern halten in Dauter-
keit und Wahrheit. Nicht heute und morgen
soll diese Osterfreude wahren, nein, auf Wochen,
Monate hinaus soll das standhalten, was wir
uns erworben und was wir heute besitzen. Jesus,
der Auferstandene, er soll immerdar der König
unserer Herzen sein. Amen.

Das war des Pfarrers Festpredigt. Sie war
nur etwa 15 Minuten lang. Denn auch die Kirche
bestrebt sich in der heutigen Liturgie einer plan-
mäßigen Kürze. Aber um so wärmer klossen die
Worte aus seinem Munde, und um so bereit-
williger wurden sie von den Mäubigen aufgenom-

men. Das Hochamt nahm seinen Fortgang. Das
Offertorium brachte auf der Orgel das vierstim-
mige „Terra tremuit et quievit, die Erde
bebte und ward stille, als zum Gerichte sich Gott
erhob.“ Es gelang dem Chor ziemlich gut, sich in
in der etwas schwierigen Stimmenführung, die
das Durcheinander und die Schreden des Erb-
bebens nachbilden sollten, wieder zurecht zu finden.
Der Lehrer konnte mit seinen Worten zufrieden
sein. Unten im Schiff der Kirche hantelte unter-
dessen der Küster mit Mähe den Mäubigenbeutel.
Denn er wurde immer schwerer. Das kam von den
Freunden, die die Kirche füllten, und auch wohl
von den guten Eindringlichen, die die Predigt des
Pfarrers hinterlassen. Auf irgend eine Art wollten
doch die Leute ihre Stimmung kundtun. Was
die Gnade Gottes in den Seelen bewirkt, das steht
auf einem andern Blatt, das ist unsagbar und
nach außen hin nicht wahrnehmbar. Aber die
Liebe offenbart sich in Opfern, und so erklärt
es sich, daß die Opfer in den Mäubigenbeutel heute
reichlicher als sonst klossen.

Am Schluß des Hochamtes gibt es ein Te-
Deum, und weil heute die Mannskulte wegen
des mehrstimmigen Gesanges nicht auf ihre Rech-
nung kamen, so verlesen sie die lange zurüd-
gehaltene Stimmkräfte nunmehr in das Große
Gott, wir loben dich. Part und sein Mäubigen
nicht, und der Pfarrer an den Stufen des Altars
muß leise lächeln, da er den Gesang hört. Auch
der Lehrer auf der Orgel weiß sich den Fall zu
erkennen und gibt eine zweite Strophe hinzu,
während sonst immer bloß die erste Strophe
genügt. Sie sollen ihm nicht nachsagen, er habe
das Recht der Mannskulte, im Gesang gehört
zu werden, beschneiden.

Tantum ergo Sacramentum. Part und
sieblich klingen die Sopranstimmen der Kinder
vom Chor herunter, wie ein letztes leises ein-
dringliches Flehen an den sakramentalen Hei-
land, mit seiner Osternade uns nicht verlassen
zu wollen. Der Küster bringt den kostbaren Chor-
mantel, der keine zehnmal im Jahre den Mäubigen
sichtbar wird, und das eben so wertvolle
Bestum, mit dem der Priester die Monitanz anfaßt.
Der Pfarrer bestiegt den Altar, ergreift die Moni-
tranz, alles sinkt in die Knie unter dem Mäubigen
der Ministranten gibt er den Segen.

Guter Hirte, nähr' uns Arme,
Jesus, unter dich erbarne,
Schirme uns mit starkem Arme,
Gib uns Freude fern dem Darme,
Dort im Land der Lebenden. Amen. Melina."

Nun fällt sofort die Orgel ein und der Lehrer
intoniert: Wahrer Gott, wir glauben
dir. Das ist das Reiblich der Gemeinde für die
Osternacht. Es ist nicht bekannt, woher diese Vor-
liebe für dieses Lied stammt. Aber es war immer
so gewesen, und so ist es auch heute noch. We-
gen die Mannskulte, daß es kommt, dann erhe-
ben sie sich vom Anten, halten sich mit beiden
Händen an der Bank, küssen und räusern sich, um
die Stimmen freizubekommen, und dann gehen
sie „ins Gesichte“. Um dem Massenstimmengau-
drang zu wehren, gebraucht der Lehrer oft die
Dise und leitet ohne Vorspiel auf das Lied über.
Aber er profitiert nicht viel dabei, um so mä-
chtiger schwillt heute die Stimme an.

Ein ganz kurzes Postludium mit allen Re-
gistern folgt, und dann schweigt die Orgel. Die
Kinder beten Jesus, dir leb ich, und verlassen
das Gotteshaus. Droben im Chorschiff tritt der
Pfarrer und betet seine Dankagung, während
der Küster die Feiertagsparamente in die Kästen
und Truben einräumt. Der Vormittagsgottes-
dienst ist damit zu Ende.

Der Nachmittag bringt eine feierliche Vesper. Es ist noch nicht lange her, daß das Volk eine lateinische Vesper sah. Als der Pfarrer herkam, fand er noch die deutsche Vesper vor, diesen merkwürdigen Ueberrest aus der Zeit der kirchlichen Aufklärung, wo man die ganze Liturgie in der Landessprache anordnen wollte. Erst die Gründung und Schulung des Kirchenchors eröffnete die Möglichkeit, auch an die lateinische Vesper zu denken, und jetzt kann alle hohen Feiertage eine solche gehalten werden.

Auch die Vesper ist beendet und nun ruht der Pfarrer etwas aus. Er hat es verdient. Die Karwoche, besonders der sehr anstrengende Karfreitag mit seinem etwa zwei Stunden langen Gottesdienst, dann die lange Beichtstube am Abend, Amt und Predigt heute früh waren etwas viel auf einmal. Der Pfarrer gedenkt seines treuen Dieners und Helfers im Heiligtum, des Küsters, ohne dessen Aufmerksamkeit und Fleiß der Feiertagsdienst nicht so erbaulich verlaufen wäre. Die Haushälterin geht zu ihm hinüber, im Korb eine Flasche Wein und sonstige Sitzgelegenheiten für die brave Küsterfamilie, die alle in der Karwoche und für die schöne österliche Ausschmückung von Kirche und Altar Sorge hatten und denen der Pfarrer hiermit sagen will, daß sie ihre Sache brav gemacht hatten. Die Bezahlung der Küster ist entsprechend dem, was sie das ganze Jahr über an Zeit versäumen, viel weitem nicht ausreichend. Während der Vesper für seine gottesdienstlichen Funktionen bezahlt wird, verlangt man vom Küster, daß er auch im Gotteswillen etwas tue, ein billiger Musikweg, um sich an der Erhöhung des Küstergelichtes vorbeizubringen. Es liegt aber nicht immer am Pfarrer, wenn sein Küster ein ganz unwürdiges Gehalt bezieht. Aber das wollte doch unser Pfarrer, seinem braven Gehilfen wenigstens eine Osterfreude machen und ihm damit sagen, wie sehr er seine Dienste schätze.

Der Ostersonntagnachmittag gehörte den Kranken. Das hatte der Pfarrer immer so gehalten. Sie haben so wenig von Ostern, von Gottesdienst hören und sehen sie nichts. Da kam denn der Pfarrer zu ihnen ins Haus und brachte ihnen die Ostergrüße des Heilandes, wie er sagte. Drei Häuser neben dem Pfarrhaus lag der Schuster Wilhelm, wie er allgemein im Dorfe hieß. Er war auch des Pfarrers Hofschulmachersmeister, aber schon seit einigen Jahren seines Postens enthoben, weil die Gichtknoten an Händen und Füßen ihm so unerträgliche Schmerzen verursachten, daß an sein Handwerk gar nicht mehr zu denken war. Seine Ostern gehalten hatte er bereits ganz im Anfang der Fastenzeit, wie auch die übrigen Kranken. Im Oberdorf lag eine noch gar nicht alte Frau schon vier Jahre krank. Sie hatte ein Rückenmarksleiden und war unheilbar. Nach konnte sie den größten Teil des Tages im Lehnstuhl sitzen und ihre drei Kinder beaufsichtigen. Sonst aber mußte sie getragen und gehoben werden. Immer weniger wurde die Beweglichkeit der Finger, der Hände. Auch beim Sprechen konnte man schon den Verfall der Kräfte wahrnehmen. Während war die Aufmerksamkeit und Pflege, die ihr von ihrem Manne zu teil wurde. Wie eine barmherzige Schwester betreute er sie. Der dritte Kranke lag unten beim Bachbauern. Es war Bastian, des Bachbauern Knecht. Er war in der Scheuer vom Gefäß gestürzt und hatte sich die Hand verschaut, oder war die Hand gebrochen und nicht richtig eingelenkt worden? Der Pfarrer beschränkt das letztere. Genug, schon ein Vierteljahr lag der Arme in seinem Stühlen, da der Doktor sagte, es sei am besten, er solle zu Bett liegen. Er war von auswärts, hatte keine Verwandten und Bekannten und war deshalb recht einsam. Allen diesen — es waren diesmal nur drei — brachte der Pfarrer die Grüße des Auferstandenen: Frieden und Trost in ihrer Verlassenheit und ein empfängliches Herz für die Einsprechungen der Gnade.

Pos.

Neueres

Mehr als Schönheit selbst begauzelt die liebliche Stimme;
Jene jert den Leib; sie ist der Seele Gewalt.

Der hl. Valentin, gebeugt — doch nicht gebrochen.

29. Oktober.

„Wer immer euch nicht aufnimmt und eure Reden nicht anhört, da geht hinaus aus dessen Haus oder aus der Stadt und schüttelt den Staub von euren Füßen.“ (Mt. 10, 14.)

Lähmend, ja tödend mochte sich auf das Wirken so manchen Missionars der Gedanke legen: es ist alles umsonst. Ich darf mich plagen und mühen, darf meine Arbeit mit meinem Herzblut befruchten — ich bleibe doch verkannt, verachtet, ein Ausger für taube Ohren. Diese Verzweiflung überwinden, den Mut nicht verlieren und nur im äußersten Falle nach der Mahnung des Heilandes den Staub von den Füßen schütteln, mit einem Worte: sich wohl beugen, aber nicht brechen lassen, das verrät einen starken Mann. Ein bewundernswertes Beispiel hierfür ist der hl. Bischof Valentin.

Zur Zeit der Römerherrschaft hatte sich das Christentum in ihren Kolonien an der oberen Donau, im heutigen Bayern, geräuschlos, aber erfreulich wachsend ausgebreitet. Da setzte am Anfang des 5. Jahrhunderts die Völkerwanderung ein. Die Römer wurden vertrieben und die heidnischen Germanen und andere, arianische Völker strömten nach. Bei der allgemein gewordenen Verwirrung schwand das Christentum dahin. Um seinen weiteren Verfall zu hemmen, kam um das Jahr 440 von Norden her, wahrscheinlich von Holland, ein mit Feuereifer befeelter Missionar, der hl. Valentin.

Von seiner Jugend wird uns nichts berichtet. In Passau ließ er sich nieder. Für noch wenige Christen fand er hier vor, die mit den Heiden und Arianern vermischt und zerstreut lebten. Eine beängstigende Zeit war damals. Ob des Hin- und Herbewanderns der Völker herrschte allgemeiner Schrecken, die Sitten und Gebräuche waren verwildert, Not und Elend überall. Da drohte das Christentum auch in Passau unterzugehen. Der neue Missionar predigte mit Mut und Eifer. Aber man hörte ihn nicht. Er erinnert sich nun der Worte des hl. Paulus: „Wie sollen sie predigen, wenn sie nicht gesandt werden?“ — und hofft vom Segen des Heiligen Vaters Erfolg. Der damalige Papst, der hl. Leo der Große, nimmt ihn freundlich auf, billigt sein Vorhaben und entläßt ihn mit dem besten Segenswunsch.

Mutvoll und hoffnungsfroh nimmt Valentin sein Lehramt wieder auf. Den Ungläubigen predigt er von dem einen wahren Gott, von dem allerbarmenden Vater, der die Seinigen nicht verläßt, wenn sie zu ihm rufen. Den Arianern spricht er vor allem von Christus: „Eine Religion ohne Christus als Gott, gleich dem Vater, ist kein göttliches Werk. Wenn Christus nicht Gott, dann auch keine Erlösung!“ Doch all sein Behren und Locken, seine Liebe und Langmut blieben ohne Erfolg. Das beugte ihn nieder. Meinmut wollte ihn beschleichen. Doch nicht in die Heimat, nach Rom pilgerte er. „Heiliger Vater“, bittet er, „sende mich zu einem andern, zu einem empfänglicheren Volk!“ — „Mein Sohn“, erwiderte der Papst, „Gott ist es, der das Gebeihen gibt, es wird kommen, aber zu seiner Zeit. Versuche es noch einmal mit Mut und Vertrauen. Und hören sie auch dann dich nicht, so schüttle den Staub von deinen Füßen!“ Er weichte ihn zum Bischof und sandte ihn mit apostolischer Vollmacht nach Passau zurück.

Hierdurch gestärkt, predigt Valentin von neuem mit warmem Herzen und bereitem Munde. Doch viel Langmut und Geduld mußte er an den harten Herzen verschwenden. Wiederum alles umsonst. Ja, sie erhoben sich gemeinsam gegen ihn und vertrieben ihn unter Schimpf und Mißhandlung. Gebeugten, aber doch ungebrochenen Mutes verläßt er Passau mit Tränen in den Augen.

Valentin folgte dem Laufe des Flusses Inn und kam ins rätische Hochland, nach Graubünden und Südtirol, ein damals wüstes Stück Erde mit hohen Bergen, rauhen, fast unbewohnten Tälern und schauerlichen Schluchten. Aber jetzt war es die Zuflucht vieler Flüchtlinge. Denn im Süden, in Italien, hausten die Hunnen und im

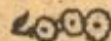
Norden, in Bayern, die Germanen. Predigend durchwanderte Valentin die rätischen Täler und kam bis ins Binschgau, in die Nähe der Stadt Meran. Hier bot sich seinem Eifer ein großes Wirkungsfeld. Die Schrecken des Krieges auf beiden Seiten, in Italien und Deutschland, hatten die Herzen wirbel gemacht. Der Krieg war selber eine gewaltige Predigt. Valentin sammelte die dem Unheil Entkommenen, lenkte ihre Gedanken zu Gott, deutete ihnen die Sprache des Krieges und mahnte sie zur Ruhe und Besserung. Auch die Bewohner der Seitentäler suchte er auf. Sie waren meist noch Heiden oder doch nur äußerlich Christen. Er brachte ihnen den wahren Glauben und verfolgte die Götzenbilder bis in die fernsten Winkel und die verborgenen Kammern. Sein heiliges Leben, besonders seine große Liebe und kühne Beredsamkeit trugen reichliche Frucht. In schlichten Worten sprach er zum schlichten Volke, nicht Lederbissen, nahrhaftes Brot reichte er ihnen. Er wirkte noch weit über Binschgau hinaus. Das beweisen uns die vielen Kirchen und Kapellen, die zu seiner Ehre erbaut wurden.

So schwand viele Jahre dahin. Der Abend seines Lebens nahte heran. Er zog sich nach dem Dorfe Mais bei Meran zurück, wo er sich ein Kirchlein erbaut hatte, um seine Tage in Ruhe zu beschließen. Doch nicht ganz abgeschlossen lebte er. Es sammelten sich Priester und Jünger um ihn, die ein gemeinsames Leben führten. Jedem lodte sein großer Ruf viel Volk zu ihm, das Belehrung und Trost bei ihm suchte. Böttige Ruhe fand er erst im Tode — am 7. Januar 470.

Seine sterblichen Ueberreste begruben seine Jünger neben dem Kirchlein. Die Longobarden entführten sie 723 nach Trient. Der Bayernherzog Tassilo II. aber geleitete sie 769 nach Passau, wo sie unter großem Zulauf des Volkes in der Hauptkirche beigesetzt wurden. Man hat ihn sogar zum Bischofsanbater von Passau erhoben. So haben die Nachkommen in etwa wieder gut gemacht, was die heidnischen Vorfahren am Heiligen gesündigt hatten.

O wie selig ist der Mann,
Der in Wahrheit singen kann:
Wut, du bist mir Sommerwein!
Wut, du bist mir edler Wein!

Sommerwein behält sein Licht,
Sagt der Neben altert nicht;
So erlischt nicht kühner Wut,
So erbleicht nicht Feindenblut. (Arndt.)
P. B. N.



Weggeleit zum Glücke

Von P. R. Sch. O. F. M.

Erstes Gebot Gottes

Sommerglauben, IV.

Der Ertrinkende greift nach einem Strohhalme. Wer von einer lästigen und gefährlichen Krankheit geplagt wird, der begrüßt jedes Mittel, das Hoffnung gibt. Zudem bilden die Krankheiten ein dunkles Gebiet, das die medizinische Wissenschaft noch lange nicht völlig aufgeklärt hat. So kommt es, daß Störche behaupten kann: „So weit die Geschichte der Menschheit zurückreicht, läßt sich neben der schmalen Spur der wissenschaftlichen Heilkunde die breite Fahrte medizinischen Aberglaubens verfolgen.“

Sympathiemittel oder Sympathische Auren! Mit diesem Namen bezeichnet man eine Unmenge der verschiedenartigen Heilmittel, denen mehr oder minder allen ein abergläubisches Vertrauen auf Geheimmittel gegen Krankheit zu Grunde liegt. Zu einer gewissen Zeit des Mittelalters war der Glaube an den Einfluß der Gestirne auf die menschliche Gesundheit so weit verbreitet, daß die Astrologie die Haupttätigkeit der Ärzte bildete. Das Kalendermachen, Kurieren nach Mondphasen und Raterteilung nach Himmelszeichen gehörten zu ihrer Haupttätigkeit. Ein Handgreifliches, mechanisches Eingreifen in den menschlichen Organismus hielten die damaligen Ärzte nicht mit ihrer Würde vereinbar. Das überließen sie vielmehr den Chirurgen, den „chirlosen“ Babern, Bruchschneidern, Scharfrichtern, Wöbdeern, Rasenmeißlern oder Einrichtern.

Sie selber stehen sich „Bachärzte“ oder Physici nennen und operierten meistens mit Messer und Wundmittel. Goethe sagt von diesen Ärzten:

Der Geist der Medizin ist leicht zu lassen.
Ihr durchstudiert die groß' und kleine Welt,
Ihm es am Ende geht zu lassen,
Wie's Gott gefällt!

Aber auch wenn die medizinische Wissenschaft gründlich und ernst betrieben wird, bleibt immer noch von Hypothesen und Unsicherheiten. Bald ist die Luft schuld, bald das Wasser, bald kommt man nur lauter animalische (tierische) Krankheits-erregere, die Bazillen. Man macht vielleicht nicht ganz mit Unrecht manchem Arzte den Vorwurf, daß er alles als Kurpfuscherei und Aberglaube beurteilt, was nicht seiner Theorie folgt, selber aber viel zu wenig den Fäden der Haus- und Naturmittel beobachtet und sich dann wundert, wenn die Krankheit sich nicht gehorsam nach dem Kommando der Wissenschaft richtet.

Für solche Unsicherheiten hat aber das Volk empfinden ein zartes Gefühl, und so kam es, daß die „Volksmedizin“ stets ein reichlich Maß von Vertrauen genoss. Trotz des Wustes abergläubischer Vorstellungen hatte der Heilinstinkt und die tägliche Beobachtung nicht selten die richtige Fährte gefunden. Ja nach einer Ansicht ist die ärztliche Wissenschaft vielfach nicht ohne Schuld an dem Fortwachsen des Vertrauens zu abergläubischem Heilverfahren, indem sie sich nämlich allzu materialistisch gebärdete und sich herausnahm, über Seele und Ewigkeit abzumitteln. Wäre die medizinische Wissenschaft nicht so glaubens- und religionsfeindlich aufgetreten, dann wäre auch die Reaktion gegen den Materialismus nicht so schroff ausgefallen. Leichter wäre dann, dem Aberglauben auf diesem Gebiete ein Riegel vorgeschoben worden.

Unter dem abergläubischen Heilverfahren spielt das Anwenden der Sympathiemittel eine große Rolle. Das Wort Sympathie bedeutet „Mitempfinden“, das Sichhingezogenfühlen zu einer Person. Sympathetische Kuren oder sympathische Kuren bedeuten Heilung durch Sympathie, durch Amulette, Gebetsbeten, Besprechen, wobei dem Kranken eine geheimnisvolle Macht vorgaukelt wird. Bei den sympathetischen Kuren erfolgt die Heilung nicht durch eine regelrechte Arznei, sondern durch eine geheimnisvolle Kraft, die entweder von gewissen Körpern ausgehen soll oder von dem Quacksalber selber, besonders wenn er Berührungen, Rauchungen und dergl. anwendet.

Nicht jede Anwendung von Sympathiemitteln ist schon abergläubisch. Es ist eben die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß es in der Natur Heilmittel gibt, welche die Wissenschaft nicht kennt. Wenn erfahrungsgemäß Erfolge vorliegen, so darf man's anwenden, wenn Mittel angewendet werden, die naturgemäß die Wirkung doch vielleicht haben können. Dazu gehört auch die Heilkraft, die von dem Körper des einen Menschen auf den andern überströmen soll; denn es ist nicht unmöglich, daß es Menschen geben kann, in deren Körper außerordentliche magnetische Kräfte wohnen, die heilend wirken.

Aberglaube liegt dann vor, wenn in irgend einer Weise überirdische Kräfte wirken sollen, oder wenn hl. Namen oder Gebete mißbraucht werden, oder wenn unselbige Wirkung erwartet wird, (denn kein natürliches Mittel kann unselbige wirken) oder wenn gar keine natürlichen Mittel angewendet werden oder dergartig lächerliche, daß sie jeder gesunde Vernunft Dohn sprechen, z. B. wenn zwei Strohhalm aus dem Munde des Nachbarn kreuzweis hingelegt werden, oder wenn ein Bindfaden mit einer bestimmten Anzahl Knoten zum Versanken hingelegt wird und dergleichen. Indessen könnten Mittel letzterer Sorte auch dann noch natürliche Mittel sein, wenn dadurch Suggestion bewirkt werden soll.

Es ist nämlich die Wirkung solcher sympathetischer Kuren — wenn sie überhaupt Wirkung haben — darauf zurückzuführen, daß in dem Kranken der feste Glaube an die Heilkraft des Mittels erweckt wird. Nicht selten regt eine solche Hoffnung auf Genesung so die Naturheilkraft an, daß wirklich Heilung erfolgt. Am leichtesten wird das bei Krankheiten geschehen, die ihren Sitz haben im Nervensystem oder im Seelenleben. Es ist ja für jeden Arzt von großer Bedeutung, daß er das Vertrauen seiner Patienten habe.

Das Geheimnis aller Pfuscher beruht darauf, daß sie durch äußerliches Bewerk, durch allerlei Suggestivus, oft durch Appell an das religiöse Gefühl die Phantasie völlig gefangen nehmen. Sie verstehen es die Phantasie viel stärker in Bewegung zu setzen und dieselbe viel mehr für den Heilzweck auszunutzen, als der wissenschaftlich gebildete Arzt. Dieser hat schon nicht jenes unerschämte Selbstvertrauen zur Verfügung, durch welches der Charlatan den trostesbedürftigen Kranken mit Hoffnung und Zuversicht erfüllt, und ihm dadurch die erste starke Suggestion beibringt.

In Paris war vor einigen Jahren ein „Wunderdoktor“, vergöttert von den oberen Behörden. Ein reicher Lebemann war durch gute Kost, sitzende Lebensweise, geistige Arbeit und Sonstiges in einen überaus phantastischen Zustand geraten. Er hörte auf seinen Arzt und galt als unheilbar. Er kam zum „Wunderdoktor“. Dieser sitzt in einem überaus phantastischen Anzuge. Erhaben hört er ihn an, geheimnisvoll spricht er: „Ihre Krankheit wird vollkommen geheilt. Morgen früh sieben Sie punkt sieben Uhr auf, stecken sofort den Kopf zum Fenster hinaus und zählen bis sieben. Dann bestimmte Bewegungen. Unter genau vorgeschriebenen Ceremonien eine Tasse Milch. Dann durch genau bestimmte Straßen — soviel Schritte rechts, soviel links — zu einem Hause (eine Art Klinik) dort erwartet Sie eine bestimmte Schwester mit einem weißen Häutchen. Die führt Sie in ein Zimmer mit weißen Wänden. Sie setzen sich ihr gegenüber, sprechen nichts, bleiben eine Stunde, gehen genau so wieder zurück. Dann entkleiden Sie den Oberkörper. Machen mit einem nassen Handtuche die und die Striche über Brust und Rücken. Dann genießen Sie genau diese Speise, legen sich genau so auf eine Stunde ins Bett usw. So jeden Tag. Jetzt zahlen Sie 500 Mark. Nach 8 Tagen kommen Sie wieder. — Der Mann wurde gesund. —

Narren gibt's überall auf der Welt;

Doch jeden sehr eig'ner am besten gefällt.

(W. Müller.)



Allerseelen

Wieder taucht zu Allerseelen unser Herz in tiefe Trauer und wir fühlen ernst und mahnd in dem Geiste Todesstiller, Leid und Kummer ob der Lieben, die aus unserm Kreis gerissen.

Sie, die wir an diesem Tage schmerz- und leidensvoll vermissen. Ruht' aus dieser Nummer treffen, mühten wir den Sohn, den Gatten, Opfern dieser Wut der Völker, senden in das Reich der Schatten?

Wußten wir die Leuten alle, die für uns gesorgt im Leben, In der Wüste ihrer Jugend und der Kraft dem Tode geben?

Reige, Christ, dein Haupt und höre, was dir läßt der Schöpfer sagen:

Hab ich nicht ob deiner Sünden meinen Sohn zu Grab getragen?

Hab ich nicht durch seine Leiden, seinen Schmerz im Erdmoosen

Weil das Himmelstor geöffnet, euch den Menschenkindern allen?

Laß dein Herz es tief ergründen, laß es recht die Wahrheit fassen:

Rimmer wird dich Gottes Güte, Gottes Vaterhuld verlassen.

Und du wirst nach kurzem Jähren durch des Eddens stürmes Wehen

Vort in jenen lichten Höhen deine Lieben wiedersehen.

*

So vielen gewährt es Trost, am Feste Allerseelen noch einmal hinauszuwandern zu können nach dem stillen Friedhof, dorthin, wo unter Kreuz und Stein diejenigen schlummern, die ihnen im Leben so lieb, so teuer gewesen sind. Sie wollen noch einmal die Gräber mit Blumen schmücken, den farbenreichen Blüten des Herbstes, bevor der rauhe Winter die Gänge einhüllt in die weiße Decke, und die Stürme über die Stätte des Friedens drausen. Oft, sehr oft, ja täglich, hat

man an den Gräbern gebetet, hat man Worte, Sprache mit den Abgeschiedenen gehalten, und jedesmal war es, als fühle man ihre Nähe, als sei ihr Geist gegenwärtig. So brachte der Besuch der Gräber die leise Erfüllung in der Sehnsucht nach den Entschlafenen, die süße Gewissheit eines endlichen Wiedersehens. Heilig gilt uns der Ort, da die Toten ruhen, wo ausgelöscht ist alle Bitterkeit, die sich oft an die einzelne Persönlichkeit bindet. Hier sinkt die Feindschaft hin in Frieden, hier wandeln sich Gegensätze in Einigkeit und klare Auflösung. Darum vöset jene Stätten und hütet sie als den Eingang zum Himmel. Entweiht sie nicht mit dem Jammer der Verzweiflung, erfüllet sie nicht mit lauten Klagen, sondern weihet sie mit Tränen stiller Begegnung und den Akkorden lieblichen Gebetes.

Hart und bitter ist es für viele, die in diesen Kriegsjahren den Gatten, den Vater, den Sohn und Bruder verlieren mußten, jetzt die sterbliche Hülle der Lieben drausen in der Ferne zu wissen. Welch ein Trost wäre es doch gewesen, wenn sie hätten die Grabstätte besuchen, sie schmücken und dort im Gebete weilen könnten. Und nun wissen sie nicht einmal, wo die Leuten ruhen, wissen nicht, ob auf ihren Gängen Blumen wachsen, oder ob der Fuß des Wanderers darüber hinwegschreitet. Es ist hart und bitter! Verloren, ganz verloren in weiter, unendlicher Ferne! Und heute, am Allerseelentag, da weilet niemand an der Ruhestätte, da brennt keine Kerze auf dem Hügel, da breitet nicht liebende Sorgfalt ein karges Gedenken über den Platz des Todes!

Sei stille, Herz! Wandle am Allerseelentag hinaus zum Friedhof, schreite durch die Reihen der Gräber herer, die Du kennst, und Du wirst getröstet werden. Alle, die dort ruhen, ruhen in dem großen Friedhof Gottes, vereint mit denen, deren Grabstätte Dein Auge nicht sieht. Ueber allen, ob sie in Feindesland schlummern oder auf dem Friedhofe Deiner Kirche, liegt der Friede Gottes, waltet die Sorge des Herrn. Er behütet sie als sein eigenes Eigentum, das ihm gehört bis zum Tage, da er rufen wird zur ewigen Auferstehung. Sei versichert, daß auch Deine Lieben dort im Feindesland zur stillen Ruhe gebracht wurden mit innigem Gebet der Kameraden und mit Tränen der Freundschaft und Liebe. Sei getröstet in dem Gedanken, daß diese Dir so teuren Grabstätten geschnitten worden sind mit dem Zeichen des Herrn, und daß auch edle Menschen bei ihnen weilen werden im Gebete für die Seele Deiner Lieben. Ueber allen aber wölbt sich der eine Himmel, über dem der Eine thronet, dessen Kinder wir alle sind. Er wird sie sammeln in dem Schoße seiner Liebe.

Darum wandle am Allerseelentage zum Friedhofe, wandle und bete, denn die dort ruhen, sind ja Deine Toten, sind die Toten Gottes, die vereint sind mit denen, die Dir nahestanden im Leben. Wandle auch hinaus zur Ruhestätte derer, die der Krieg uns zu Feinden gemacht hat. Sie sind jetzt keine Feinde mehr! Tote sind's die im Herrn schlummern, und wenn Du für sie betest, dann sei gewiß, daß auch dort im fernem Land an der Ruhestätte Deiner Lieben ein edles Herz betet für den, der dort der Wiedersehensfreude entgegenschläft!

Oef

Zum Kreuz

Wenn wild des Lebens Stürme drohen
Und keine Sonne dir mehr scheint;
Wenn deines Glückes Stern entloset,
Dein Herz fast bricht, dein Auge weint;

Wenn alle Menschen dich verlassen
Und einsam du im Leben stehst;
Wenn dich Verzweiflung will erfassen,
In Rot und Leid du fast vergehst;

Wenn Nacht und Grauen dich umgeben
Und nirgends dir ein Lichtstrahl blüht,
Sollst du zum Kreuz den Blick erheben,
Wo dir des Heilands Liebe winkt.

Und aller Kummer wird dann weichen,
Knieest betend du am Kreuzestamm.
Das heilige Kreuz, des Friedens Zeichen,
Es wird dir Leuchten himmelan.

Jean vom Pappestein

Berührung

Eine Westwallgeschichte von Jakob Schönberger

Erst nach einer Stunde wagte Gritt es, sich ins Haus zu schleichen. Sie blieb bis zum Morgen neben ihrem Bette sitzen. Schon in aller Frühe begab sie sich ins gute Zimmer, um sich aus dem Kleiderhaufen das Sonntagskleid zu holen; denn sie wollte mit der Prozession nach Marienstatt gehen. Als sie aus der Schublade des Schrankes, die das Geheimfach des Bauern war, ihre Halskette herausnehmen will, stößt sie gegen ein Säckchen mit Geld. Sie ist neugierig und öffnet es. Da liegen lauter blanke Guldenstücke drin. Das ist das Geld für die Witwe Demaire, die zweite Rate von der Einstiehersumme. Gestern Abend hatte ihr Vater noch davon gesprochen. Die Summe war in vier Raten zu zahlen. Jede Teilzahlung betrug also 500 Gulden. Wie sie sich darüber freute, daß die alte Frau das schöne Geld bekam. Ob es auch genau 500 Gulden seien, fragte sie sich in ihrer Neugierde. Da fängt sie auch schon an zu zählen und ruht nicht eher, als bis sie den letzten Gulden umgewandelt hat. Es sind genau 500 Gulden. Wie merkwürdig! Heute war der Fälligkeitstermin für die zweite Rate. Nun muß sie sich aber eilen, damit sie noch mitkommt. Als sie eben zur Haustüre hinausgeht, hört sie ihren Vater die Treppe hinaufgehen. Sie bleibt einige Augenblicke stehen, um festzustellen, ob er auch sofort ins gute Zimmer geht. Nicht! Da hört sie schon den eigentümlich trachtenden Ton, der beim Öffnen der Türe entsteht. Dann hört sie noch wie das Haus widerhallt von dem festen Aufschlagen derselben, als sie schon auf der Straße ist. Bei ihrer Rückkunft am Abend hatte sie zufällig den Weg durch den Garten gewählt. Da der Mond noch nicht aufgegangen, ist es völlig dunkel. Als sie bis in die Mitte des Gartens gekommen ist, hört sie zwei zusammen sprechen, aber mit gedämpfter Stimme. Die Sprechenden können nicht weit entfernt sein. Nach kurzer Zeit kann sie feststellen, daß nur eine Gruppe ziemlich hoher Solmundersträucher sie von ihnen trennt. Sie kann jetzt ganz gut die Stimme ihres Vaters und ihres Bruders erkennen. Grade hört sie ihren Bruder fragen: „Wie vill hot hä dann gestohle?“ „Günthumert Gulde. Dot ganze Geld, wot ech hout der Mutter von imm bringe muht. Dot leorig Säckche leigt owe im Schrank.“ „Dot wotst Ihr dann inse mache?“ „Die Wht kann mach so verfloge. Hier Gericht loon ech dann, wedhalb ech dot Geld net geive kunnt.“ „Dann säht Du ihr et hier dā Kopp, dot Ihr braver Jung dot Geld gestohle hätt.“ „Jo, nadierlich, ebhes annerkhter waas ech so och net. Ech muß die Wöheheit soon.“ „No, dann ech der Jean och fertig. Da brauch hä och net mie dā Kopp su hoh ze triehn.“ „Inse hot dā Bellsung ausgespielt.“ „Dot wird oos Gritt dozo soon?“ „Dau Dolles! Dovan darj dot nout wesse. Och Deiner Name darjs dā nout dovor. Woon.“ „Ach su! Domet wesss Dau alle twerrasche.“ „Jo, nadierlich. Verstichtst dot dann net! Komm! Dei Name reest zom Geße.“ Gritt lief es kalt und heiß über den Rücken, als sie hörte, welch teuflischen Plan ihr Vater da gegen den Jean ausgeheckt hatte. Sie war so empört, daß sie unwillkürlich die Faust ballte und sie drohend nach der Richtung hin erhob, wohin sich die beiden entfernt hatten. Halb laut sprach sie vor sich hin: „Arg gern hon ech imm nie gehot; inse ekle och mech fier imm. Dei dot Stedelche giebt imm net durch; dofler sorge ech. Von meiner Entdeckung soon ech och laanen ebhes; och meiner Name net.“ Wie freute sie sich über den glücklichen Zufall von heute morgen. Noch selten in ihrem Leben hatte sich ihre Neugierde so gelohnt. Frisch und froh schritt sie nun dem Hause zu. Zuerst ging sie nach oben, um sich umzuziehen. Auch die Halskette legte sie an ihren bestimmten Platz. Da lag auch der Geldbeutel noch, aber er war leer. Sie hatte nicht übel Lust, den Beutel wegzunehmen. Doch sie besann sich eines Besseren. Ihr Vater konnte dann leicht mißtrauisch werden und einen neuen Plan

entwerfen, wodurch ihr jede Handhabe entzogen werden konnte, auf die Entwicklung der Ereignisse bestimmenden Einfluß zu behalten.

Die volle Kenntnis des hinterlistigen Planes und die Gewißheit, daß sie ihn zu vereiteln in der glücklichen Lage war, gaben ihr eine solche Ruhe und Zuversicht, daß sie in ganz heiterer Stimmung bei den Abirgen eintrat. Die Mutter wunderte sich darüber; die beiden aber grinsten sie mit verschölenen Blicken an. Gritt berichtete ganz munter über ihre Erlebnisse auf der Wallfahrt. Selten hatte sich der alte Eschenbrenner so interessiert und aufgeräumt gezeigt. Seine Frau kam nicht aus dem Staunen heraus. Anstatt des Gewitters, das sich nach ihrer Ansicht heute Abend hätte entladen müssen, überall blauer Himmel und heiterer Sonnenschein. Das war einfach ein Wunder. Sie freute sich über diesen Frieden, aber unnatürlich kam er ihr doch vor. Die Zeit würde schon Aufklärung über dieses merkwürdige Ereignis bringen.

Es waren schon acht Tage verflossen, seit dem Fälligkeitstermine der zweiten Teilzahlung, und noch hatte die Mutter von Jean das Geld nicht erhalten. Da macht sie sich eines Nachmittags auf und begibt sich zu der Frau Eschenbrenner. Diese ist nicht wenig erstaunt, daß ihr Mann das Geld noch nicht abgegeben hat, das er doch droben im Schrank liegen hat. Als ihr Mann am Abend nach Hause kommt und sie ihm erzählt, daß die Frau Demaire wegen des Geldes dagesewesen sei, lacht er laut auf und sagt: „Dot Geld es fort. Drove leigt dā Beutel unn es leorig.“

„Seit wienie wann es dann dot Geld fort?“

„Dot scheint mech dem Jean zom Fenster ennaus gegange ze sein.“

„Na, dot kaaft dir laaner.“

Frau Demaire wartete noch einmal acht Tage, und als die Zahlung noch immer nicht erfolgte, da ging sie ans Gericht und erhob Klage gegen Eschenbrenner. Gritt hat schon mehrere Male ihren Vater in ganz auffälliger Weise in dem oberen Teile des Schuppens herumarbeiten sehen. Da war Scheitholz aufgestapelt. Eine besondere Arbeit gab es da nicht. Was mochte er nur da treiben! Nachdem sie nun einmal durch den Zufall aufmerksam geworden war, beobachtete sie fernerhin scharf. Eines Tages sieht sie, wie er sich zwischen dem Scheiterhaufen und der Wand durchzwängt, um in den hinteren leeren Raum zu kommen. Dann hebt er die rechte Hand in die Höhe, nimmt etwas von einem bestaubten Balken herunter und hocht sich nieder. Was er nun da macht, kann sie nicht sehen, da er ihr den Rücken zugekehrt hat und auch noch halb von dem Holzstoße verdeckt ist. Nach einiger Zeit erhebt er sich, streckt die rechte Hand wieder aus und legt etwas zurück auf den Balken. Nun macht sie sich aber so rasch wie sie kann, davon. Diese Entdeckung beschäftigte nun ihr Denken Tag und Nacht. Eines Nachmittags, als ihr Vater draußen auf dem Felde war, konnte sie dem Drange nicht mehr widerstehen, den Schleier dieses Geheimnisses zu lüften. Sie geht rasch in den Schuppen, stellt die kleine Leiter an und klettert hinauf. Es kostet sie beträchtliche Anstrengung, um zwischen den Scheitern und der Wand durchzutommen. Als sie endlich so weit ist und die Hand erhebt und das Gesuchte von dem Balken herunterholt, da überfällt sie ein Zittern, daß sie fast nicht mehr stehen kann. Sie setzt sich halb in die Scheiter hinein und ruht etwas. Dann erst betrachtet sie sich das, was sie da in den Händen hält. Es ist ein kleines Weizenmehlsäckchen mit klingendem Inhalt. Als sie es geöffnet hat, erblickt sie lauter blanke Guldenstücke. Sie zählt deren wieder fünfhundert. Da sandte sie ein heißes Dankgebet zu Gott empor. Nun konnte kommen, was wollte. Das war das letzte Glied der Kette in einer späteren möglichenfalls eintretenden Beweisführung zur Rettung eines unschuldigen Menschen.

Nun war sie aus dem Schuppen ins Haus zurückgekommen, da kam auch ihr Vater zur Haus-

türe herein. Er geht kurz durch alle Räume des Unterhauses, spricht ein paar gleichgültige Worte mit ihr und mit der Mutter und entfernt sich wieder. Gritt sagte sich: der hat Angst um sein Geld, sonst käm der nicht um diese Zeit nach Hause. Was ein Glück, daß er nicht eine halbe Stunde früher gekommen war. Um festzustellen, ob ihre Vermutung richtig ist, hat sie sich ihm nachschlichen. Kaum ist sie auf ihrem Beobachtungsposten angelangt, da erblickt sie ihn auch schon oben in dem Schuppen. Sie weiß genug.

Nach acht Tagen erhält Eschenbrenner eine Ladung vors Gericht, um sich wegen Nichterhaltung des vereinbarten Zahlungstermins zu rechtfertigen. Er erklärte, ihm sei das Geld in der Nacht vor dem Fälligkeitstage gestohlen worden. Dann berichtete er über den in Frage kommenden Vorgang und dessen Folgen: „Mitten in der Nacht wurde ich durch ein merkwürdiges Geräusch geweckt. Ich stand sofort auf und öffnete das Fenster. Da sah ich an der Wand eine große Leiter stehen, die mit der Spitze bis an das Fenster des guten Zimmers reichte. Aus dem Fenster schwang sich ein Mann heraus und kam die Leiter herunter. Als der sonderbare Besucher unten abgestiegen, da erkannte ich in ihm den Jean Demaire. Ich rief ihn an. Jean antwortete mir mit einer Grobheit und ging fort. Als ich am andern Tag um zehn Uhr das Geld in dem guten Zimmer holen wollte, war es nicht mehr da. Nur den leeren Beutel fand ich noch im Schrank. Da ist die Annahme doch nicht unberechtigt, daß der Jean Demaire das Geld gestohlen hat.“ Diese Erklärung wurde vor Gericht zu Protokoll genommen und durch seine Unterschrift bestätigt.

Nach weiteren acht Tagen wurde Frau Demaire schriftlich Mitteilung gemacht von der Rechtfertigung des Eschenbrenner. Obwohl sie einen Augenblick an der Unschuld ihres Sohnes zweifelte, ging sie drei Tage wie im Fieber umher; drei lange Nächte konnte sie kein Auge zubringen, so entsetzt war sie über den teuflischen Plan, ihren Sohn um seinen fairen verdienten Lohn und um seine Ehre zu bringen. Eine solche Verworfenheit hatte sie denn doch nicht für möglich gehalten. Es war ihr unmöglich, das Haus dieses Menschen noch einmal zu betreten. Am Nachmittag des dritten Tages läßt sie die Gritt durch ein Kind bitten, doch einmal zu ihr zu kommen. Um neun Uhr des Abends war sie schon da. Als ihr nun das alte Mütterchen unter Schutzhaas Mitteilung von der Unglücksbotschaft gemacht hatte, da gab es für sie nur einen Standpunkt, nämlich den des Rechtes. Sie hielt sich für verpflichtet, alles aufzubieten, um die Unschuld des Jean zu beweisen, und wenn auch ihr Vater dabei eine schwere Niederlage erlitt. Zunächst wollte sie mit ihrem Vater Rücksprache nehmen, ohne dabei ihre Trümpfe aus der Hand zu geben, damit sie im Notfall den Jean retten könne. Nun berichtete sie der Frau Demaire kurz über den Vorgang der Angelegenheit. Ihre Entdeckungen, Entschließungen und Absichten. Die alte Frau war von soviel Gerechtigkeitsfönn und Güte berart gerührt, daß sie vor lauter Weinen kaum ein Wort des Dankes herausbringen konnte. Gritt verabschiedete sich kurz und eilte rasch nach Hause.

Am andern Mittag, als sich nach dem Essen die Mutter und der Bruder entfernt hatten und der Vater noch etwas am Tische sitzen geblieben war, sagte sie sich ein Herz und rebete ihm in der bekannten Absicht an: „Ihr hot aber do dā vrme Zeit, dā Demaire, en biese Sopp engebrot!“

„Ach! Woher waacht Dau dot?“

„Von der Frau Demaire selber.“

„Da hätt Ihr Jung net seble solle.“

„Dā hot net gestohle. Ech hon inn en dot Zimmer gebroocht um hon imm och wirrer erraus gehosse, domet Ihr vrme net zesamme stubbe solle.“

„So, Deine Schak leest Dau heimlich des Noochs ennet Haus. Jo, dann mühte och dofler sorge, dot hä och wirrer heimlich erraus kummt.“ Dabei schüttelte er sich vor Lachen.

(Fortsetzung folgt.)